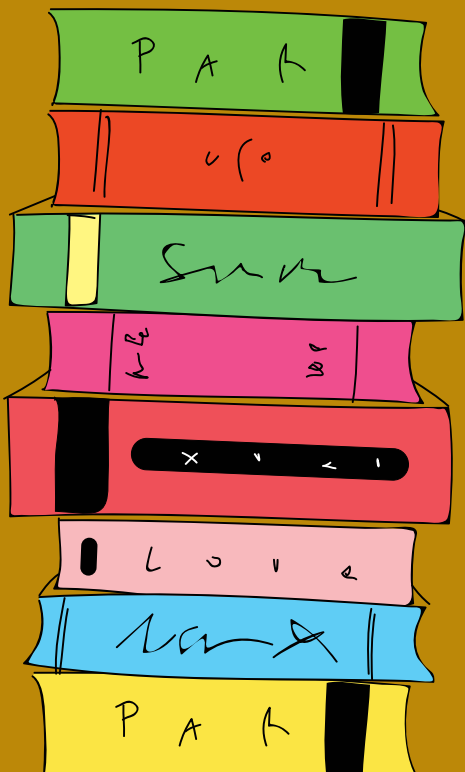


Es ist Montag – oder?

Karin Ledermann



Es ist Montag - oder?

Wie oft hatte ich es mir überlegt, mir vorgestellt, ich gäbe ihr abends ein Schlafmittel in den Tee. Sie schliefe ein und wenn ihr Atem regelmässig und ihr Schlaf tief wäre, würde ich mich behutsam auf sie legen, ihr ein Kissen aufs Gesicht drücken und es festhalten.

Wenn Adèle schläft, ist sie mir vertraut wie einst. Ihre entspannten Gesichtszüge erinnern mich daran wie sie war, als sie ihren Körper noch bewohnte. Sukzessive habe ich sie in den letzten Jahren verloren - hat sie sich selber verloren. Es wäre leichter wenn ich wüsste, dass sie sich dort, wo sie jetzt ist - in diesem mir unbekanntem Universum - sicher und geborgen fühlt. Adèle, möchte ich rufen, wo bist du, wo versteckst du dich? Sie würde mich verwundert oder verängstigt anblicken. „Wer sind Sie, kenne ich Sie?“, würde sie mich vielleicht fragen.

Ich streiche über Adèles Haar und verlasse das Schlafzimmer. Es gibt nichts weiter zu tun, als den nächsten Morgen abzuwarten.

Im Korridor betrachte ich das Bild an der Wand. Eine mittlerweile verblasste schwarz-Weiss-Aufnahme, die Adèle und mich an unserem Hochzeitstag zeigt. Wie oft habe ich dieses Bild in den letzten Jahrzehnten angeschaut! Nun nehme ich es von der Wand und lege es oben in die Kiste mit Adèles Sachen in der unsinnigen Hoffnung, sie werde uns darauf wiedererkennen. An der Wand bleibt ein heller Fleck. Drei Kartons habe ich gepackt. Kleider, Wäsche, Schuhe, Toilettenartikel. Mehr braucht sie nicht, sie liest keine Bücher mehr, braucht weder Lippenstift noch Nagellack. Eine Agenda ist ebenso überflüssig wie die Fotoalben; sie hat

weder Termine, noch erkennt sie auf den Bildern ihre Kinder und Enkel.

Die Diagnose liess keinen Spielraum für Hoffnungen: Alzheimer. Ich sass in der Arztpraxis, wusste kaum, wie mich verabschieden, tausend Fragen wirbelten durch meinen Kopf. Keine Chance, die Zeit anzuhalten. Keine Möglichkeit zu rufen: halt, ich bin noch nicht so weit. Auf Wiedersehen, hier, bitte schön, Ihr nächster Termin.

Ich steuerte das nächste Restaurant an, bestellte Kaffee und einen doppelten Cognac, den ich in einem Zug hinunter kippte. Ich stützte den Kopf in die Hände, wollte nichts sehen und hören und fragte mich, woher ich die Kraft nehmen sollte, um das Unaussprechliche zu bewältigen, als sich eine singende Stimme in mein Bewusstsein drängte: „Was hast du denn, Karl? Du trinkst doch nur nach einem guten Essen einen Cognac. Und jetzt haben wir noch nicht gegessen...“, leiser dann, zögernd, nach einer kurzen, atemschweren Pause: „...oder.“ Ich hob den Kopf, blickte über den Tisch in die blauen Augen meiner Frau. Diese Augen! In sie hatte ich mich verliebt vor so langer Zeit. Ich hatte die Hand meiner Frau gestreichelt und gesagt: Mach dir keine Gedanken, Liebes, es ist alles in Ordnung. Was es natürlich überhaupt nicht war.

Aus Adèles Tagebuch

Mein lieber Karl

Du wirst das Richtige tun. Darauf vertraue ich, weil du immer das Richtige getan hast.

Bald werde ich dir eine grosse Last sein und ich wünschte mir, es dir ersparen zu können. Es macht mir Angst und nachts liege ich wach und stelle mir vor, was aus mir werden, wie es mich verändern wird. Ich könnte es beenden.

Doch ich bin zu feige. Oder zu egoistisch. Solange ich mehr gute als schlechte Tage habe, bin ich nicht bereit zu gehen. Die schlechten Tage sind schrecklich. Ich habe dir nicht erzählt, dass ich vor einiger Zeit über eine Stunde beim Bahnhof auf einer Bank sass, weil ich mich nicht erinnerte, wo wir wohnen. Die Information war weg, abhandengekommen - einfach so. Ein andermal habe ich die goldenen Kreolen, die du mir zum zehnten Hochzeitstag geschenkt hattest, nach tagelangem Suchen zuunterst in der Schachtel mit dem Schuhputzzeug gefunden. Verschwiegen habe ich dir auch, dass ich unsere Tochter anrufen wollte und mir ihr Name entfallen war. Es gibt vieles, was ich dir - aus dem kindischen Gefühl heraus, dass es erst wahr ist, wenn ich es laut ausspreche - nicht gesagt habe.

Wie schlimm es um mich steht, wurde mir an einem Morgen in der Küche bewusst. Ich hatte die Kartoffeln wie immer vor dem Rüsten gründlich gewaschen. Durch das offene Küchenfenster drangen Kinderstimmen, ich dachte an unsere Enkel und dass wir sie in letzter Zeit viel zu wenig gesehen hatten. Ich schaute den Kindern nach, überlegte, Lea oder Sven anzurufen und entschied, bis am Abend zu warten. Dann fiel mein Blick auf den Kartoffelschäler und die Knollen im Spülbecken und ich wusste nicht, zu was das Werkzeug und die unförmigen Dingen in der Spüle gut waren. Ich setzte mich an den Tisch, den Rüster fest umklammert. Dauerte es zehn Minuten oder eine Stunde, bis die Erinnerung zurückkehrte? Ich weinte. Fassungslos packte ich die Kartoffeln in eine Tüte und hastete damit zur Mülltonne. Es war eine törichte Handlung, doch ich ertrug den Anblick der Kartoffeln keinen Moment länger.

Allmählich wird alles verblassen und sich auflösen. Der Tag wird kommen, an dem ich dich und die Kinder nicht mehr kennen werde. Und irgendwann werde ich in den Spiegel

schauen und nicht wissen, dass diese Frau mit den blauen Augen ich bin. Karl, ich werde alles verlieren, was mir lieb ist, dich, die Kinder und mich selbst.

Wer werde ich sein, an diesem namenlosen Ort? Werde ich einsam sein, unglücklich? Oder wird es sich anfühlen, als käme ich nach Hause? Werde ich sein wie ein unbewohntes Haus, nichts als eine leere Hülle?

Wie ist es, sich selbst nicht zu kennen? Ich habe Angst.

Adèles trällernde Stimme morgens in der Küche. Nach wie vor war sie hell und jugendlich, hätte eher zu einem jungen Mädchen als zu einer über siebzigjährigen Frau gepasst. „Stell die Butter auf den Tisch“, forderte ich sie auf. „Die Butter? Wo ist die Butter, die Butter, die Butter.“ „Im Kühlschrank, Adèle. Die Butter ist im Kühlschrank.“ Sie stellte sie auf den Tisch, blieb ratlos stehen. „Was machen wir?“, fragte sie. „Wir frühstücken, setz dich!“ Ich strich ihr ein Butterbrot und schnitt es in mundgerechte Häppchen. „Welchen Tag haben wir heute?“ „Heute ist Montag.“ „Aha“, trällernd, singend, „heute ist Montag, Montag, Montag.“ Kurze Pause. „Heute habe ich nichts vor. Oder?“ „Nein, Adèle. Keine Termine heute. Wir können machen, wozu wir Lust haben.“ Sie wirkte konzentriert, als sie ein Stück Brot in den Mund schob und kaute. Nach zwei, drei Bissen hielt sie inne: „Welchen Tag haben wir heute?“ „Heute ist Montag.“ „Aha, heute ist Montag. Heute habe ich nichts vor. Oder?“ „Keine Termine heute, das ist korrekt.“ Sie trank einen Schluck Tee, schaute eine Weile aus dem Fenster und wandte sich erneut mir zu: „Welchen Tag haben wir heute?“ „Heute ist Montag.“ „Montag. Aha. Montag, Montag, Montag.“ Ich schloss kurz die Augen, atmete tief ein und sagte mir zum hunderttausendsten Mal, dass es diese gottverfluchte Krankheit war, die Schuld hatte.

Ich war spazieren. Noch immer machte ich drei-, viermal die Woche denselben Spaziergang, den ich jeweils mit Ronja gemacht hatte. Sie fehlte mir. Um uns nochmals einen jungen Hund zuzulegen waren wir zu alt, also ging ich die altvertrauten Wege alleine und mitunter bildete ich mir ein, auf Kniehöhe eine sanfte Berührung zu spüren, als stiesse mich sachte eine Hundeschnauze an. Einbildung, vergleichbar mit dem Phantomschmerz, der einen Menschen plagt und ihm vorgaukelt, der amputierte Fuss oder Finger sei noch vorhanden. Als Ronja vor drei Jahren gestorben war, wurde es still daheim, Adèle veränderte sich, wurde verschlossener, schwermütiger. Manchmal sass sie lange regungslos am Tisch, den Blick in die Ferne gerichtet und wenn ich sie ansprach, schien sie von weit weg zurückfinden zu müssen. Anfangs meinte ich, sie vermisse lediglich den Hund. Doch das war es nicht. Sie vergass den Geburtstag unseres Sohnes, auf dem Markt erkannte sie die Nachbarin nicht, im Tiefkühlfach fand ich ein Stück Seife und einige Wochen später drückte sie mir die gebügelten Hemden in die Hände. „Leg sie weg“, forderte sie mich mit schroffer Stimme auf, und erst später wurde mir klar, dass sie keine Ahnung gehabt hatte, wohin sie sie hätte wegräumen können. Ich hatte die Wahrheit nicht sehen wollen, doch die Anzeichen mehrten sich, dass mit meiner Frau etwas nicht in Ordnung war.

An jenem Tag kehrte ich also von meinem Spaziergang zurück und sah, als ich in unsere Strasse einbog, wie Adèle hastig das Haus verliess. Sie hielt einen kleinen Sack umklammert, mit der freien Hand wischte sie sich ständig übers Gesicht. Ich weiss nicht, weshalb ich nicht ihren Namen rief sondern ihr mit einigem Abstand folgte. Sie warf den Beutel in die Mülltonne und eilte nach Hause zurück. Neugierig fischte ich die Tüte aus dem Müll und fand darin ein halbes Dutzend saubere, ungeschälte Kartoffeln und einen Schäler. Mit einem

seltsamen Gefühl von Angst legte ich alles in die Mülltonne zurück und schloss bedächtig den Deckel. Zum Mittagessen gab es zu den Fleischvögeln nicht Bratkartoffeln, wie Adèle am Morgen vorgeschlagen hatte, sondern Reis.

Am Nachmittag spazierten wir an den See und als wir am Ufer auf einer Bank sassen, das Sonnenlicht im Wasser glitzerte, legte ich den Arm um die Schultern meiner Frau und zog sie eng an mich.

Einige Tage später sagte sie mir, sie habe einen Termin beim Arzt und bat mich, sie zu begleiten.

Derzeit ist Adèle oft aggressiv. Oder depressiv. Ich füttere sie wie ein Kind, schliesse die Küche ab, damit sie nicht wahllos alles in sich hineinstopfen kann, begleite sie auf die Toilette, putze ihr die Zähne. Ich schliesse die Wohnungstür ab und trage den Schlüssel bei mir, damit sie nicht entwischen und sich verlaufen kann. Oft weiss sie nicht, wer sie ist, wer ich bin, ihre Welt wird kleiner und enger.

Aus Adèles Tagebuch

Mit 25 Jahren sah ich zum ersten Mal das Meer. Die unendliche Weite liess mich staunen und atemlos suchten meine Augen die Grenze zwischen Himmel und Wasser. Die Landschaft kam mir vor wie ein Aquarell, bei welchem der Maler zuletzt mit einem nassen Pinsel die Konturen verwischt hatte. Die Luft war feucht und roch nach Salz, Algen und Fisch. Nach dem ersten Bad bedeckte eine feine Schicht Salz meine Haut und ich strich behutsam mit dem Zeigefinger darüber. Ich spazierte am Strand entlang, immer knapp an der Grenze der hereinrollenden Wellen. Ab und zu blieb ich stehen und schaute zurück, sah meine Fussspuren im Sand und wartete die nächste Welle ab. Sie schwappte an Land, wischte

die Spuren fort und es war, als wäre ich nie hier entlanggegangen.

Heute, so kommt es mir vor, passiert dasselbe mit meinem Leben. Mit jedem Atemzug den ich mache, mit jeder Stunde, jedem Tag, vergehe ich, schwinde ich. Die Konturen meiner gelebten Zeit werden unscharf, löchrig, werden ständig weniger und nach und nach verliere ich alles was war. Bald wird es sein, als hätte es mich nie gegeben, ich werde weggewischt, wie die Spuren im Sand. Zuweilen blicke ich in den Spiegel, schaue in zwei blasse blaue Augen. In ihnen sehe ich Angst und eine Leere, die mich erschreckt. Wer bist du, frage ich und bekomme keine Antwort. Wo werde ich sein, wenn ich mich nicht länger kenne? Wer werde ich sein, wenn alle Erinnerungen fortgespült sind?

Ruhelos gehe ich von Raum zu Raum, die Wohnung ist leer und viel zu gross, kein Zuhause mehr. Ich fühle mich nicht länger geborgen und aufgehoben in ihr. Krankheit, Trauer und Einsamkeit haben sich in ihr breitgemacht. Adèle war es, die unsere Wohnung zu einem gemütlichen Daheim gemacht hatte, indem sie einen Strauss Feldblumen auf den Tisch stellte, die Kristallschale mit bunten Glasperlen oder Bonbons füllte, abends Kerzen anzündete und in der Küche Kräuter zog. Ich versuche mir vorzustellen, wie es in meiner Frau aussieht und wohin alles, was sie ausmachte, verschwunden ist. Ist ihre Einsamkeit grösser als meine?

Sie fehlt mir, ich hinterfrage meinen Entscheid, hadere mit mir. Doch ich kann nicht länger alleine für sie sorgen, ich bin achtundsiebzig Jahre alt, meine Kräfte sind aufgebraucht. Sie wird es gut haben im Heim... das sage ich mir immer wieder.

Wenn sie neben mir ihren schweren Schlaf schlief, war die Versuchung mitunter gross; ich lag neben ihr, das Kissen in

der Hand, die Kehle trocken und das Herz verzweifelt pochend in meiner Brust. Und ich grübelte über die Frage nach, was wahre Liebe ist, was sie uns abverlangt und dass sie mehr schmerzen kann als alles andere.

Zum letzten Mal lege ich mich neben sie zum Schlafen. Die Finsternis der Nacht ängstigt mich, meine Gedanken sind wirr, schmerzen, ich frage mich, was in solcher Dunkelheit geschehen kann. Irgendwann wird ein neuer Morgen anbrechen. Doch jetzt ist Nacht; sie ist kalt, bedrohlich und ich weiss nicht, was sie uns bringen wird.